

Die Geschäftigkeit*

Jolanta Brach-Czaina

Unser Dasein gründet im Alltag. Da wir aber die Tatsache des Daseins als ungemein wichtig erleben, wundern wir uns jedes Mal, wenn wir uns klar machen, dass es zwischen Kleinigkeiten verfließt. Der Alltag, der den Existenzhintergrund für außergewöhnliche Ereignisse bildet, auf die wir häufig vergeblich warten, kann daher maßgeblich sein. Sein Maß ist gering. Seine Frequenz ist hoch. Sie ist unbemerkbar.

Morgens ein zerwühltes Bett. Man muss es aufräumen. Liquidieren. Es jeden Tag aufs Neue in Ordnung bringen. Beseitigen. Eigentlich einfach. Zusammenraffen, Bettkasten aufmachen, hineinwerfen. Nur ist es ein alter Kasten, der zweimal pro Tag von drei Generationen in der Familie auf und zugemacht wurde. Das Bett ist schwer, die Hebe mechanik ist längst hinüber, so muss man es selber heben, mit dem Knie abstützen, das Bettzeug fangen, das hinter das Bett rutscht, und es in dieser unbequemen Haltung in den Kasten stopfen. Eigentlich könnte man es reparieren, aber wahrscheinlich lohnt es nicht, besser wäre es, den auseinanderfallenden Kasten zu entsorgen. Ein so schweres Bett vor die Mülltonne stellen? Die Müllabfuhr wird es niemals mitnehmen. Es wird im Hof liegen bleiben. Und wegwerfen bedeutet ein neues Bett kaufen. Man muss sich viel einfallen lassen, sich kräftig verausgaben, vielleicht ist es dann besser, sich weiter mit dem alten Bett abzumühen? Es gibt natürlich Methoden. Man näht einen großen Kissenbezug mit langem Reißverschluss, wenn jemand nähen kann oder eine Schneiderin findet und zu dieser Arbeit überreden kann. Jeden Morgen wird man das Bettzeug in diese

* Brach-Czaina, Jolanta: Krzątactwo. In: Brach-Czaina, Jolanta: *Szczeliny istnienia* [Die Spalten des Daseins]. Kraków ³1999 [1992, 1998], 55-80.

große Hülle stopfen und es abends aus ihr herausholen. Wenn der Stoff schön ist, wird es das Zimmer schmücken. Sehr witzig. Wenn es einer hinkriegt. Und doch muss man auch in dieses Kissen jeden Tag die Bettwäsche hineinstopfen. Morgens hinein. Abends wieder heraus. Letzten Endes kann man das Bett auch ungemacht lassen. Und wenn jemand zu Besuch kommt? Aber das ist nicht das Wichtigste, selbst wenn durch die Fenster das ausgeschüttete und zum Lüften rausgehängte Bettzeug auf den Balkonen der Nachbarn sichtbar wird. Das schlimmste ist tagsüber das zerwühlte Bett selbst. So krank. Es reicht nicht, den Kopf abzuwenden, weil es ständig im Bewusstsein präsent bleibt, und ab und zu bemerkt man es aus den Augenwinkeln. Das zerwühlte Bett quält das Gewissen, zwingt uns seine Trägheit und Passivität auf. Nimmt Energie. Man muss nachgeben. Man muss ordnen. Beseitigen.

Selbst wenn wir die Urheber der Alltagsereignisse sind, scheinen sie zu wenig zu bedeuten, als dass sie einer Analyse wert wären. Sie sind vertraut und daher zu selbstverständlich, um über sie nachzudenken. Wie ein regungslos lauerndes Tier, das auf diese Weise die Aufmerksamkeit des Opfers von sich ablenkt, so werden Ereignisse des Alltags, indem sie sich wiederholen, ritualisieren und uns an sich gewöhnen, zu scheinbar leeren, toten und einer tieferen Bedeutung beraubten Ereignissen, die so maskiert vorbeischlüpfen, ohne dass wir sie bemerken.

Man kann jedoch nicht ausschließen, dass uns der Schein trügt, wenn wir es wagen, den Kleinigkeiten des Daseins Bedeutung abzusprechen. Und Ereignisse, die wir übersehen haben, werden wir bedauern müssen. Es lohnt auch, rechtzeitig an die Gefahren zu denken, denen wir uns selbst durch fehlende Aufmerksamkeit aussetzen. Wenn unser Dasein hauptsächlich in der Erfahrung der Alltäglichkeit, in den gewöhnlichen Verrichtungen verläuft, dann annullieren wir uns selbst, wenn wir ihnen Bedeutung absprechen. Und das wollen wir doch nicht. Daher müssen wir vorurteilsfrei, doch ohne allzu verfrühter Hoffnungen, uns nüchtern in der Alltäglichkeit betrachten.

Einschlafen, Schlaf, Aufwachen.

Einschlafen, Schlaf, wieder Aufwachen und wieder Einschlafen.

Es hat den Anschein, als sei es einfach so. Als wäre die Tätigkeit der Einschlafens und Aufwachens ein jeweils stummes Ereignis. Es ist unmöglich, darin einen verborgenen Sinn zu entdecken, weil es ihn nicht gibt. Es gibt nur nackte Tatsachen, die keine Bedeutung transportieren. Eine nackte Dynamik unserer Biologie.

Wir stehen auf.
Waschen uns.
Frühstücken.
Arbeiten.
Gehen einkaufen.
Bereiten das Essen.
Essen.
Waschen ab.
Arbeiten.
Dauern fort.
Bereiten das Essen.
Essen.
Räumen auf.
Waschen uns.
Schlafen ein.
Schlafen.
Wachen auf.

Zerwühltes Bett am Morgen. Nicht mehr frisch. Man muss aufräumen. Beseitigen. Jeden Tag aufs Neue Ordnung schaffen.

Haben alle diese Verrichtungen nur eine Dimension? Die Vernunft hält uns mit Entschiedenheit davon ab, in ihnen einen Sinn zu suchen. Wir glauben sogar, dass derartige Untersuchungen ein lächerliches Missverständnis darstellen. Wir wissen doch, dass nicht jede Handlung ein Zeichen ist und nicht jedes Ereignis durch Werte erhellt wird. Wir nehmen an, dass es außer den selten vorkommenden außergewöhnlichen Ereignissen, die besondere Aufmerksamkeit verlangen, einen existentiellen Hintergrund geben muss, einen grauen Alltag, über den man besser nicht weiter nachdenkt. Da gibt es nichts zum Nachdenken.

Zusammenraffen, Bettkasten öffnen, hineinwerfen.

Die uns gestellte Falle besteht darin, dass unser Dasein durch die Alltäglichkeit absorbiert, gleichsam auf sie reduziert, mit ihr identisch wird, deshalb sollten wir sogar Dankbarkeit empfinden; denn wie sich zeigt, verdanken wir der Alltäglichkeit unsere Existenz, doch sie ist auch zerstörerisch. Zwar können wir atmen, aber unter der Bedingung, dass wir beinahe ersticken. Würden wir uns das Dasein in Form einer Flamme vorstellen, wäre sie in der Alltagserfahrung nur eine spärliche Flamme. Sie darf am Rand des Verlöschens schwelen. Auf

diese Weise gehen Alltagsereignisse mit dem Feuer um, das wir selbst sind. All dies geschieht unbemerkt.

Selbst wenn wir aus der Masse kleiner Vorkommnisse eines herausgreifen, um es aus der Nähe zu betrachten, wird der unternommene Versuch des Verstehens nicht ausreichend belohnt, weil einfache Handlungen und existentielle Tatsachen weiterhin keinen Sinn offenbaren.

Das Schälen einer Kartoffel. Wir waschen sie. Am besten unter fließendem Wasser, um die Hände nicht in den Schmutz tauchen zu müssen. Es empfiehlt sich, Gummihandschuhe anzuziehen, obwohl die Hände darin ein wenig schwitzen, so, als bekämen sie zu wenig Luft. Wir öffnen den Mülleimer und halten die Kartoffeln direkt darüber, so dass die Schalen sofort hineinfallen. Wenn in dem Mülleimer Essensreste faulen und wir den abstoßenden Geruch nicht ertragen können, schälen wir die Kartoffeln über einem Stück Zeitung oder über einer Kehrschaufel und erst nach getaner Arbeit öffnen wir kurz den Mülleimer und werfen die Schalen hinein. Es lohnt, sich vor Augen zu führen, dass jede Kartoffel einzeln geschält wird, weil diese Tatsache etwas über die Alltäglichkeit aussagt. Wir schneiden die Schale ab. Grob mit einem stumpfen Messer oder dünn mit einem speziellen Kartoffelschäler. Im besten Fall hat der Schäler eine bewegliche Klinge, die sich den Unebenheiten anpasst und die Schale ganz dünn schneidet. Eine Kartoffelschale, die sich gerade von der Kartoffel löst, ließe sich vielleicht als das Konzentrat des Alltäglichen auffassen. Wie ein Tag. Es ist ein unbedeutendes Ereignis, es gehört zur Ordnung des Existentiellen und offenbart keinerlei Sinn. Vielleicht hat es keinen. Vielleicht versteckt es einen Sinn. Es hängt nur von uns ab, ob wir uns der Lächerlichkeit absurder Untersuchungen aussetzen wollen oder den schlechten Beigeschmack des Aufgebens vorziehen.

Es hat den Anschein, als ob die Alltäglichkeit ihre eigene Methode hat, mit der sie uns gedankenlos zu machen und zu zwingen vermag, unreflektiert und ohne Verstand ihr gegenüber zu stehen, in die Ereignisse geworfen, die uns unbemerkt lenken. Im Alltag geschieht ständig etwas. Heimlich. Und wir protestieren nicht, weil wir es nicht bemerken. Ich möchte nicht von vornherein behaupten, dass hier etwas Verdächtiges geschieht. Nein. Ich denke aber, es wäre besser zu wissen, was da geschieht. Deshalb sollte das Phänomen des Unbemerkt-seins der wichtigste Gegenstand der hier geführten Beobachtungen werden, weil es als Hauptmerkmal der Erscheinungsweise von Alltäglichkeit ins Auge springt.

Aus dem Alltag sind außergewöhnliche Vorkommnisse ausgeschlossen. Eben als nicht-alltägliche fallen sie aus ihm heraus. Es reicht, dass sie eines Tages unerwartet inmitten von vertrauten Ereignissen erscheinen und der Alltag verschwindet. Ein heftiger Blitz durchzuckt und verkehrt eine Zeit lang den ganzen existentiellen Raum, indem er das Alltäglich-Regelmäßige annulliert, als wäre es nichts als bloßes Dunkel, das durch das Licht des Außergewöhnlichen vertrieben wird.

Außergewöhnliche Ereignisse manifestieren sich auf ganz andere Weise als die alltäglichen. Sie dominieren ostentativ, sie verwandeln das Dasein, ziehen die Aufmerksamkeit auf sich, sie reißen uns mit, terrorisieren uns. Alltägliche Ereignisse dagegen sind ostentativ unbemerkbar. Sie fließen von der Existenz zur Nicht-Existenz, in der sie verschwinden, und mit ihrer kurzen Anwesenheit erregen sie kein Aufsehen. Die Alltäglichkeit ist nämlich eine doppelt flüchtige Realität. Sie fließt in die Nichtexistenz und manifestiert sich in der Unbemerkbarkeit. Sie ist durchsichtig. Sie hinterlässt keine Spuren. Die wenigen Spuren, die wir erspähen können, verwischt sie sogleich wieder. Sie lässt uns in der Überzeugung, dass sie nicht nur unfassbar ist, sondern auch dass es sich nicht lohnt, sie zu fassen. Die Unbemerkbarkeit ist die Form ihrer Anwesenheit. So existiert sie eben und so wird sie wahrgenommen: als unbemerkbar. Wenn wir darüber nachdenken, beginnt alles irgendwie verdächtig zu werden. Die Alltäglichkeit, die so unbezweifelbar ist, wenn wir sie in der mühsamen, klebrigen, uns umspinnenden Geschäftigkeit erfahren, schleicht sich gleichzeitig vorbei, als wäre sie nicht da oder als hätte ihre Anwesenheit keine Bedeutung. Dass uns die alltäglichen kleinen Besorgungen suggerieren, sie seien unwichtig, muss in uns letztlich Zweifel wecken. Wir haben keinen Grund, dem zu trauen, was sich durch heimliches Verstecken offenbart. Was unablässig von sich ablenkt. Denn obwohl uns die Alltäglichkeit nicht verlässt, gelingt es uns nur in seltenen Momenten der Konzentration ihrer Offenbarung in der Unbemerkbarkeit teilhaftig zu werden.

Ich fürchte, es wird nicht einfach für mich zu erläutern, wie etwas Unbemerkbares überhaupt wahrnehmbar ist. Ich kann jedoch auf diese paradoxe Behauptung nicht verzichten.

Offenbar geht es hier darum, dass unsere Schwächen geschickt benutzt werden. Wir sehen die kleinen Unterschiede nicht, die langsamen Veränderungen. Wir sind nicht imstande, allzulange mit der gleichen Intensität aufmerksam zu sein. Wir lassen zu, dass die Gewohnheit sich wiederholende Ereig-

nisse miteinander verschmilzt und uns damit große Gebiete einer existentiellen Erfahrung entreißt. Wir brauchen Abstand, um uns überhaupt orientieren zu können, und die alltäglichen Ereignisse geben uns keine Gelegenheit, sie aus der Distanz zu sehen. Unaufmerksam und nicht richtig sehend, sind wir nicht richtig ausgestattet, um das Dasein immer bewusst wahrzunehmen.

Zusammen mit der Bewegung der Dinge, denen eine eindeutige Gestalt, eigene unterscheidbare Formen und lesbare Zeichen fehlen, schleicht sich unterdessen die Alltäglichkeit vorbei. Am häufigsten lenkt sie die Aufmerksamkeit nicht in dem Moment auf sich, während sich etwas ereignet, sondern verspätet als etwas, was sich bereits ereignet hat – es hat sich wahrscheinlich ereignet –, obwohl wir dafür keinerlei Beweise in der Hand haben. Das einzige Indiz ist die Müdigkeit. Es muss doch etwas existiert haben, was uns erschöpft hat, obwohl es wegen fehlender Spuren mehr wie eine Lücke in der Existenz als etwas Existierendes erscheint. Interessant zu wissen, was uns so ermattet, dass wir uns fühlen, als hätten wir einen Kampf ausgefochten und müssten ihn an jedem kommenden Tag wiederaufnehmen.

Unzählige alltägliche Verrichtungen besorgen wir ohne Hoffnung darauf, dass unser eigenes Gedächtnis sie bewahren würde, vom Gedächtnis anderer ganz zu schweigen. Wir besorgen sie nicht, um sich an sie zu erinnern, sondern aus einer Notwendigkeit, der wir nicht ausweichen können, weil wir uns einer Bestimmung gegenüber sehen, die durch Kleinigkeiten führt. Kleinigkeiten, die es nicht wert sind, beachtet zu werden. Und die auf unsere Existenz einen breiten toten Schatten werfen, so dass sie unter seiner Berührung verschwindet. Trotz unserer Anstrengungen, und ach, viel schlimmer, durch sie wird die Existenz leer. Ganze Gebiete werden verdeckt, dem Vergessen anheim gegeben, vergehen unsichtbar. Die Alltäglichkeit ist eine Realität, die zum Vergessen verurteilt ist und uns selbst zum Vergessen verurteilt. Sie existiert so, als wäre sie gleichzeitig nicht da. Sie lässt uns ununterbrochen geschäftig sein, ohne Spuren zu hinterlassen und ganz beiläufig raubt sie unsere Kräfte.

Besonders anfällig für das untergründige Wirken der Alltäglichkeit sind die Gefühle. Alltäglichkeit ist imstande, sie lautlos zu dezimieren. Während uns das Bewusstsein mit ihrem Bild täuscht, das außergewöhnliche Ereignisse in ihm eingezeichnet haben, werden sie zur gleichen Zeit von der Alltäglichkeit, ohne dass es jemand bemerken könnte, gnadenlos und unwiderruflich verwandelt. Wir wiederholen die gleichen Verhaltensmuster, ohne zu merken, dass sie ihre ursprüngliche Bedeutung verloren, wenn nicht sogar eine neue Bedeutung angenommen haben, die den ursprünglichen widersprechen. Die

Rituale des Alltags verwirren uns so sehr, dass wir für Affirmation halten, was längst Negation bedeutet.

Vertrauensvoll verlassen wir uns auf die vordergründige Ähnlichkeit der Gesten und erlauben ihnen, uns zu täuschen. Wir behaupten, dass nichts geschieht, bis zu dem Moment, wo nicht mehr geleugnet werden kann, dass etwas geschehen ist, weil uns ein drastisches Ereignis erschüttert, das nicht mehr der Alltäglichkeit angehört, obwohl sie es hervorgebracht hat. Dann neigen wir dazu, diesem außergewöhnlichen Vorkommnis eine Bedeutung zuzuschreiben, die doch eigentlich nicht ihm, sondern der Alltäglichkeit zusteht, in der unablässig und auf heimtückische Weise etwas passiert und die uns auf Irrwege der Unaufmerksamkeit führt, um das Wesentliche an der Dynamik des Geschehens damit zu verdecken.

Das schmutzige Geschirr türmt sich in der Spüle. Eigentlich könnte doch jeder selbst sein Zeug abwaschen. Aber niemand hat Zeit dazu. Außerdem würde ohnehin gemeinsames Geschirr übrigbleiben. Man könnte auf Salatschüsseln, Suppenterrinen und Fleischplatten verzichten, obwohl es jede Mahlzeit auf unerträgliche Weise zerstört. Aber selbst bei extremer Reduktion bleiben immer noch die Töpfe zum Spülen. Fettig. Oder angebrannt. Zusammen mit den Teetassen in die Spüle gestellt. Und jetzt? Alles mit Wasser bedecken? Oder mit den Fingern eins nach dem anderen herausziehen? Einfacher wäre es, jeden Teller einzeln abzuwaschen. Nur dass man dann die ganze Küche vollstellen muss, was einen deprimieren kann. Vielleicht also doch lieber alles in die Spüle stellen, verklebt, verschmiert nicht nur von einer, sondern von beiden Seiten.

Schmutziges Geschirr lässt sich auf verschiedene Arten stapeln. Ohne Wasser: so trocknen die Essensreste ein und sind dann schwer zu entfernen. Oder im Wasser einweichen. Und weil man nicht jedes Stück einzeln einweichen kann, da nicht alle in die Spüle passen, muss man sich damit abfinden, dass die Tassen zusammen mit dem Besteck und den Tellern in der Bratpfanne schwimmen, in der fettiges Gulasch gekocht wurde. Ganz gut, wenn übriggebliebene Reste der Mahlzeit vorher in den Mülleimer wandern und nicht etwa im Wasser mitschwimmen.

Am besten begießt man den ganzen glitschigen Stapel mit einem Spülmittel, lässt mit einem kräftigen Strahl Wasser einlaufen und bearbeitet das Ganze mit einer Bürste mit langem Griff. Der abfließende Schmutz verstopft den Abfluss, man muss also mit irgendetwas die Essensreste zerkleinern und durch das Abflusssieb drücken oder herausnehmen.

Unweigerlich kommt der Moment, wo man das schmutzige Geschirr doch berühren oder sogar eine Weile in der Hand halten muss. Und wieder gibt es zwei Lösungen. Entweder den Abfluss zumachen, Wasser zusammen mit dem Spülmittel in die Spüle einlaufen lassen, das Geschirr waschen und danach ähnlich in der Spülschüssel klarspülen. Wenn es einen nicht stört, die Hände im Spülwasser zu halten. Oder wenn einen die Gummihandschuhe nicht quälen und einem das Beseitigen von fettigem Schmutz nichts ausmacht. Die zweite Lösung ist, unter dem Wasserstrahl jeden Teller einzeln waschen, indem man Spülmittel darübergießt und mit der Bürste scheuert. (Natürlich wird das Spülmittel sehr schnell verbraucht. Man muss es sehr oft aus dem Supermarkt holen oder bei sonstigen Einkäufen daran denken und dann die weiche Plastikflasche in eine mit Lebensmitteln überfüllte Einkaufstasche stopfen).

Wenn das klargespülte Geschirr schon auf dem Trockner steht und die gelben Ränder an den Wänden der Spüle mit einem Reiniger weggescheuert wurden, bleibt nur noch das Wegputzen der Lebensmittelreste in der ganzen Küche. Der Tisch, die Küchenschränke, der Fußboden, es ist nicht gerade angenehm, aber auch nicht allzu umständlich. Das Schlimmste ist der Herd, von den man angeklebte, angebrannte Reste abkratzen, abputzen und wegmeißeln muss. Jetzt nur noch die Hände in Ordnung bringen. Es ist schwer, den süßlichen Geruch des Spülwassers wieder loszuwerden, der über längere Zeit im Hintergrund bemerkbar bleibt, wie eine Grundierung der Gerüche von Seife, von Creme oder gar von Parfum.

Was fällt auf, wenn wir die aufgeräumte Küche verlassen? Nichts. Alles ist so, wie es sein sollte. Gewöhnlich. Mit einem Wort, das Problem des Geschirrspülens existiert in einer aufgeräumten Küche nicht.

Die eigentümliche Form, in der sich unser Dasein realisiert – die Alltäglichkeit – hat paradoxe Eigenschaften: brutal konkret und fühlbar und trotzdem unbemerkt. Sie vereint in sich zugleich aufdringliche Realität und Flüchtigkeit. Was bedeutet es, dass die alltägliche Realität sich uns als eine aufdringlich Anwesende und zugleich als unbemerkt offenbart? So als vermischten sich in ihr »ist« mit »ist nicht«. Bevor wir zur endgültigen Lösung des kriminalistischen Rätsels kommen, müssen wir die Form der Alltäglichkeit näher betrachten. So stellen wir sicher, dass alle zugänglichen Spuren berücksichtigt wurden und die in die Enge gedrängte Alltäglichkeit ihren verborgenen Sinn preisgeben muss.

Es ist kein Zufall, dass ich vom kriminalistischen Rätsel statt von einem philosophischen Problem spreche. Wir können zu jedem uns interessierenden

Gegenstand Fragen stellen und Gebäude aus effektvollen Antworten aufeinander türmen. Doch ich lasse mich nicht von bloßer Neugierde leiten. Eine persönliche Bedrohung ist hier im Spiel. Und wenn ich nach dem frage, was sich in der Alltäglichkeit abspielt, dann tue ich das, um mich zu verteidigen.

Die Unbemerckbarkeit hat nämlich Folgen, die nicht vernachlässigt werden dürfen. Sie ist vor allem der Grund eines hinterlistigen Wirkens. Wenn ich an dem, was geschieht, unbewusst teilnehme, kann man alles mit mir machen. Auch das, was ich in Wirklichkeit nicht möchte. Die Alltäglichkeit setzt meine Existenz zwielichtigen Machenschaften aus. Ich sehe keinen Sinn in der Geschäftigkeit, an der ich teilnehme. Ich empfinde nur einen Schwund meiner Kräfte und weiß nicht, wo sie verbraucht werden. Ab und zu bemerke ich – wie vom Blitz getroffen – bestimmte bestürzende Folgen alltäglicher Handlungen, als würden sie irgendwo abseits entstehen oder unbeeinflusst von meinen Bemühungen, aber doch mit ihnen zusammenhängend. Nicht rückgängig zu machen. Es ist die Hinterlist, die hier am Werk ist.

Ein weitere bedrohliche Folge der Unbemerckbarkeit ist, dass mit der Zeit jede Anstrengung der alltäglichen Geschäftigkeit vernichtet und vergessen ist. Daher ist meine Existenz unmittelbar bedroht, weil die Alltäglichkeit sie in Handlungen vergeudet, die den Anschein unerlässlicher Tätigkeiten erwecken, sich aber einen Augenblick später als unwichtig entpuppen. Die Rettung bestünde also im Aufdecken des Sinns der Geschichte, in der ich mitspiele. Wenn sie einen Sinn hat. Jedenfalls darf man sich nicht mit der Rolle eines Tagelöhners existentieller Handlungen abfinden. Zum eigenen Schutz muss man den Sinn der Alltäglichkeit wie einen Verbrecher jagen, der uns im Verborgenen auflauert.

*

Wie immer alles auf den letzten Drücker. Eigentlich ist es von Zuhause bis zur Bushaltestelle nicht sehr weit, aber zu weit, wenn ich in Eile bin. Ich muss schnell gehen. So schnell wie möglich. Vom Ausgang des Treppenhauses bis zur Ecke am Schulgebäude, im Winter kürzer, weil durch den Rasen, da ist es aber glatt, einerlei also. Halb rennend bis zur Ecke des Fußballfelds und den Bürgersteig entlang zwischen den Wohnblocks, ein hoher, drei kleinere, ich werde deutlich langsamer und sollte eigentlich schneller werden, aber der Weg, wenn auch nicht weit, ist bei diesem Tempo zu anstrengend, ich glaube, das übersteigt meine Kräfte, weil ich, an meinen Möglichkeiten gemessen, zu schnell

gehe. Alle paar Schritte rutscht die Tasche von der Schulter. Sie ist auch zu groß, vollgestopft und zu schwer. Ich bemühe mich, sie so selten wie möglich wieder in Ordnung zu bringen, um die Geschwindigkeit nicht zu verringern. Ich halte das nervende Rutschen bis zu dem Moment aus, an dem die Tasche fast herunterfällt. Ich bringe sie wieder in Ordnung. Ich werde langsamer. Also versuche ich erneut zu laufen. Muskelschmerzen. Wenigstens bis zum Supermarkt am Ende der Wohnsiedlung. Zeitweise gelingt es mir, etwas schneller zu gehen, obwohl die Beine schwerfällig sind. Jetzt kämpfe ich deutlich mit mir selbst. Es würgt mich im Hals. Ich muss langsamer gehen. Das Ende der Wohnsiedlung. Zwischen dem letzten Haus und dem Supermarkt links geht der Weg auf den Bürgersteig der Hauptstraße hinaus. Zur Bushaltestelle sind es noch hundert Meter. Ich laufe. Aber langsam und ungeschickt. Verdammt, ich kann wirklich nicht. Und ich will nicht so laufen, nur für alle Fälle, weil ich erst auf den letzten Metern sehen kann, was für ein Bus kommt. Ich werde langsam. Ich sehe nichts. Ich werde schneller. Noch eine kleine Kreuzung, und endlich werde ich sehen können, welche Busse ankommen. Ich laufe. Unter die Räder eines eben abbiegenden Fahrzeugs. Der Fahrer hat es auch eilig. Er brems. Danke. Ich laufe weiter. Gott segne den Fahrer. Ich habe keine Zeit, darüber nachzudenken. Mein Bus! Ich laufe. Es zerreißt mir die Lunge. Ich erwische ihn. Hab hin. Erwische ihn. Als letzte. Falle in die noch offene Tür. Es scheint, jemand zieht mich hinein. Ich ersticke. Ich kriege keine Luft. Ich glaube, ich werde erstickten. Fürchterlicher Schmerz. Nicht nur in der Lunge, sondern auch im Kopf. Ich bekomme keine Luft. Danach schnappt man hier sowieso vergebens. Es herrscht Gedränge. Es gibt keine Luft. Moment ... Ich habe keine Fahrkarte. Nur das ist jetzt noch wichtig.

Den Bus zu kriegen, das, was mich noch vor einem Moment so komplett in Anspruch genommen hat, ist jetzt bedeutungslos. Und es wäre selbst dann unwichtig geworden, wenn der Bus ohne mich abgefahren wäre. Auch dann fände sich ein Grund, um es bedeutungslos zu machen. Weil sich so die rhythmische Gestalt der Alltäglichkeit darstellt.

Wenn wir einen abfahrenden Bus zu erreichen versuchen, zählt nichts, außer diesem Ereignis, das alle anderen Ziele überlagert, wie wichtig sie auch wären. Eben in diesem Hinstürzen zum Bus, in der Eile, der Anstrengung, im Kampf gegen den Wunsch aufzugeben, lässt sich die Stimme der Alltäglichkeit vernehmen. Und auch in der Nonchalance gegenüber dem gerade Vergangenen. Wir sind mit unserem Streben verschmolzen. Mit ihm identisch. Absorbiert. Bereit, unser Leben einzusetzen. Einen kurzen Augenblick

später jedoch (wenn der Bus abfährt, mit oder ohne uns) verliert diese gänzlich absorbierende Handlung jede Bedeutung. So nehmen wir an der Alltäglichkeit teil. Die Beobachtung der alltäglichen Erfahrung, die uns in den Wechselrhythmus von hoher Teilnahme und Gleichgültigkeit hineinzieht, macht die Entdeckung möglich, dass die Alltäglichkeit sich zu dramatischen Formen zusammenfügt.

Wie verhält sich wohl ein Dramaturg? Hält er vom ersten bis zum letzten Wort die Stimmung des Scheiterns aufrecht? Nein. Indem er die Protagonisten vor die Möglichkeiten des Gewinnens und Verlierens stellt, ihnen mal Hoffnung gibt, mal nimmt, führt er die Zuschauer, die die Ereignisse begleiten, und lässt sie in Verzückung geraten, um sie wenige Augenblicke später teilnahmslos zu machen. Auf diese Weise verständigt er sich im Geheimen mit den finsternen Seiten unserer Seele, die wir nicht selten an uns selbst entdecken mussten. Wir kennen sie im übrigen ganz gut, es ist unsere Euphorie und Apathie.

Die gleichen inneren Räume attackiert die Alltäglichkeit. Sie ist ein ausgezeichneter Dramaturg. Sie schafft es, mit uns so umzugehen, dass die Spannung im Leben aufrechterhalten bleibt. Weil die Alltäglichkeit auf dramatischen Konstruktionen aufgebaut ist, geht sie uns so sehr an. Anderenfalls würden wir die Mühen nicht auf uns nehmen wollen, und die Alltagsrealität wäre nicht in der Lage, uns zu interessieren, einerlei welche wichtigen Sachen sich in ihr abspielen würden. Das untergründige Drama unterdessen bewirkt, dass uns am Dasein so viel liegt. Pulsierende Rhythmen der Alltäglichkeit absorbieren uns – wie das Atmen –, zwingen uns zum Leben und ermöglichen es.

Das Drama verlangt Teilnahme. Man muss ein Vogel, ein Hase, ein Mensch sein, um das Dramatische zu erfahren, weil es in den Ereignissen erscheint, die mit der Anwesenheit der Teilnehmer durchdrungen sind. Die alltäglichen Ereignisse sind voll vom Drama. Es befindet sich nicht im Bereich reiner Tatsachen oder Erlebnisse. Es handelt sich um einen gemeinsamen Bereich. Um ein Zusammenspannen. In der existentiellen Erfahrung erscheinen doch nur solche Tatsachen, in denen wir unmittelbar anwesend sind.

Man könnte sagen, die Alltäglichkeit ist ein mit Schleiern gefüllter Raum, die von mal zu mal erscheinen, so dass wir nichts außer ihnen erblicken können, und die dann wieder verschwinden. Für einen Moment sind wir gänzlich eingehüllt, verwickelt in irgendwelche Kleinigkeiten, die im nächsten Augenblick schon nicht mehr existieren. Noch bevor es gelungen ist, uns durch sie durchzukämpfen, sie mit kühler Distanz zu betrachten. (Genau, vor allem

dies wird uns unmöglich gemacht.) So ein Nichts – es erscheint, verschwindet – attackiert und erschöpft uns. Die Rhythmen des Ringens werden uns von außen aufgezwungen, obwohl wir sie gleichzeitig als eigene Rhythmen erkennen. Wir entdecken die manisch-depressive Struktur der Welt, die die Existenz selbst in Spannung hält. Sterben und Sich-Wieder-Erneuern.

Wenn es uns schwer fällt, die dramatische Form des Alltags wahrzunehmen, dann hängt das mit der Schwerkraft der Denkgewohnheit zusammen, die uns nach dieser Form in den außergewöhnlichen Ereignissen suchen lässt. Dabei formt das Drama die Grundlage der Existenz und verleiht vor allem dem Alltag eine Gestalt. Man muss lediglich die Vorurteile des Intellekts loswerden, um sie in den Kleinigkeiten des Daseins zu sehen. Ein Ereignis muss nicht außergewöhnlich sein, um dramatisch zu wirken, weil das Dramatische die Form und nicht die Hierarchie der Ereignisse betrifft. Es verlangt nur, dass Widrigkeiten überwunden werden, Widerstand geleistet, gekämpft wird; und – was sehr wichtig ist – es ist ein rhythmisches Handeln, an dem wir durch die wechselnden Zustände der Gleichgültigkeit und Involviertheit hindurch teilnehmen. Der Alltag setzt sich aus absorbierenden Tätigkeiten zusammen, für die wir nach wenigen Augenblicken das Interesse verlieren. Auf diese Weise erfüllt sich fast unser ganzes Dasein.

Was für ein unerträgliches Auf und Ab! Welch eine Unbeständigkeit. Wirklich seltsam, dass wir das aushalten.

Aber wichtig ist nicht nur, das Dramatische einmal nicht mit der großen Bühne in Verbindung zu bringen und es stattdessen in den Kleinigkeiten des Alltags zu sehen. Natürlich, wir sind gewohnt, auf dieses Phänomen von der Seite des Theaters zu schauen, wo es uns in einem künstlerischen Konzentrat vorgesetzt wird, kondensiert, vergrößert, getrocknet und artifiziell. Aber hier geht es nicht um Theater. Man muss das Drama in seiner natürlichen Gestalt erkennen, die in die Ordnung des Daseins eingeschrieben ist. Wenn unser Blick unabhängig genug ist, um sich nicht von der unauffälligen Form der Alltagsereignisse beirren zu lassen, und wir fähig sind zu erkennen, dass existentielle Kleinigkeiten aus dramatischen Formen gebildet sind, mit einem Wort, wenn wir uns von der Kleinkarietheit des Alltags nicht täuschen lassen, dann erst haben wir das Recht, auch daran zu denken, dass vielleicht das, woran wir teilnehmen, gar nicht so unwichtig ist. Wer garantiert uns, dass sich im Alltag nicht vielleicht etwas Endgültiges abspielt? Können wir mit ruhigem Gewissen eine solche Möglichkeit ausschließen?

Das Drama erscheint in einem Übergangszustand, der ein Kampf ist. Es verlangt einen Zusammenstoß von Kräften, von denen jede gewinnen kann. Solange sie sich im Gleichgewicht befinden, ist ihr Kampf eben dramatisch. Es reicht jedoch, dass eine der Kräfte überhand nimmt, und das Drama löst sich auf und ist zu Ende. Die Notwendigkeit des Kampfes ist eine Voraussetzung des Dramas, weil es erst dann entsteht, wenn weder die eine noch die andere Seite weichen oder nachgeben kann.

Ich habe schon die Müdigkeit erwähnt, die die Alltäglichkeit bei uns als Spur ihrer schwer zu fassenden Anwesenheit hinterlässt. Jetzt beginne ich zu ahnen, dass es vielleicht mit dem Kampf zu tun hat, an dem wir mit unserem Dasein teilnehmen. Wenn die Kräfte, die im Alltag miteinander kämpfen, sich im Gleichgewicht befänden, wenn es sich also um einen dramatischen Kampf handelte, dann würden die schwersten Zusammenstöße den Betrachtern gerade mal als ein angespanntes Verharren erscheinen. Und doch kann in einem solchen Nahkampf und dynamischer Erstarrung der Verlust an Kräften enorm sein, wenngleich von außen schwer zu bemerken. Das würde vieles erklären.

Wenn ich die kleinen Dinge des Alltags betrachte, glaube ich im Hintergrund ein Brausen zu hören, als würde ein Todesengel heranrauschen. Und der Engel des Lebens rasen.

*

Schmutz in der Wohnung. Und Unordnung. Es sind Zeichen steter Anwesenheit unabhängiger Kräfte, die trotz des Kampfes, den ich mit ihnen führe, das Haus regieren. Endlos. Eigentlich sollte ich schon längst kapitulieren, angesichts der vielen Beweise ihrer Macht und ihrer schier unbegrenzten Fähigkeit sich zu erneuern. Es ist wirklich schwer zu sagen, warum ich trotz meiner offensichtlichen Schwäche nicht in der Lage bin, völlig aufzugeben. Ich kann mich dazu einfach nicht durchringen. So als wäre meine Anwesenheit zu Hause von der Teilnahme an einem Kampf abhängig, aus dem man sich nicht zurückziehen darf, obwohl es schwer fällt, an einen Sieg zu glauben. Das Chaos, das ich wider alle Hoffnung zu besiegen versuche, ist allmächtig – und jede winzige Tätigkeit des Ordners ist nur ein Tropfen auf den heißen Stein, aber gleichzeitig die Bestätigung eines endgültigen Kampfes. Es attackiert scheinbar unantastbare Bereiche, erfasst und zersetzt sie hartnäckig. Es wäre naiv zu glauben, dass es nur von außen kommt. Es ist überall. Auch in mir. Wenn ich

verstreute Gegenstände sammle, trete ich im Namen der Ordnung der äußerlich erkannten Destruktion entgegen, lege aber gleichzeitig eine Maske an und übernehme eine Rolle in dem sich hier abspielenden Drama. Das erlaubt mir, das innere Chaos vor mir selbst zu verbergen und es für einen Moment zu vergessen.

Man könnte meinen, es sei eine Kleinigkeit, die in der Wohnung verstreuten, quasi auseinander kriechenden Sachen zu bändigen: Röcke, Gabeln, Blusen, Bücher, Hosen, Teller, Schuhe, Essensreste, Strümpfe, Krawatten. Alles hat seinen Platz. Schmutziges in den (Wäsche)korb, Sauberes in den Schrank. Normale Geste. Die wiederholt wird. Auf den ersten Blick scheint sie ohne Bedeutung zu sein. Aber sie erzählt vom Kampf, der das Dasein begleitet. Sie zeigt die Seiten des Konflikts. Und erlaubt zu sehen, wie sie verzahnt sind, wo die Brüche und durchlässigen Stellen sind. Wenn wir uns auf die Seite der von uns geschaffenen Ordnung gegen das Amorphe stellen, das hier nur eine kleine Repräsentation und gleichzeitig ein Zeichen für die lauernden Kräfte des Chaos sein kann, müssen wir uns über die Kompliziertheit der Lage im Klaren sein. Kann man von einem einfachen Sieg träumen, wenn wir den Gegner nicht nur draußen vor uns, sondern auch in uns haben?

Trotzdem müssen wir weiter fegen, putzen, ordnen. Und die Erde schüttet die Wohnung zu. Nichts Gewalttames. Ich wohne doch nicht unter einem abrutschendem Steilhang. Unauffällig. Sie wird in winzigen Mengen an den Schuhen hineingetragen, fällt von der Luft, niemand weiß, woher. Zwei Ströme: von oben durch offene Fenster und durch die Rahmenritzen und von unten über die Schwellen, unaufhörlich und trotz mehrerer Fußabtreter, über die man unterwegs laufen muss. Diese komischen Ausflüchte: Schuhe abtreten, Hausschuhe anziehen – kompromittiert mit jedem Strich des Besens über den Fußboden. Wer auf dem Dorf das Haus fegt, kann darüber lachen, weil dort die Erde offen attackiert, aber mich interessiert eben ihre sture Anwesenheit in den Städten, in den mit Beton gepanzerten Wohnungen. Hier erst können wir uns davon überzeugen, dass es keine Flucht vor der Erde gibt. Trotz beharrlicher Geschäftigkeit schüttet sie uns mitsamt den Häusern zu, obwohl kein Geräusch von fallenden Erdklumpen zu hören ist, die doch trotz unserer Proteste auf den Sargdeckel fallen.

Während wir mit der elementaren Kraft des Schmutzes auf dem Fußboden kämpfen, machen wir uns den dramatischen Charakter dieses Kampfes nicht bewusst, weil mit dem bloßen Auge nicht sichtbar ist, gegen wen wir die künstliche Ordnung errichten. Es gibt jedoch Ereignisse, deren Drama-

tik offensichtlicher zutage tritt. Das Zerreißen eines Spinnennetzes. Bei dieser Gelegenheit können wir in einem kurzen Geistesblitz das, was wir für Chaos halten, als eine andere Ordnung erkennen. Eine umfassende, natürliche Ordnung. In der eigenen Handlung erkennen wir dann Kräfte der Zerstörung. Zweifel überkommen uns. Für einen Moment. Danach kehren wir zu den gewöhnlichen Beschäftigungen zurück, weil wir nicht gegen unsere Berufung handeln können, die sich im geschäftigen Leben erfüllt.

Die Geschäftigkeit gehört zu den Hauptkategorien, die die Anwesenheit in der Welt ausdrücken. Es ist eine Seinsweise im Alltag. Die eines Vogels, eines Menschen, eines Insekts, ohne Ausnahmen. Obwohl sich die Geschäftigkeit verschieden zeigt, bildet sie ein dynamisches Fundament des Alltags. Wer ein geschäftiges Dasein führt, nimmt an der Alltäglichkeit teil. Das verbindet uns. Wir gehören zu den geschäftigen Existenzen und gehen deshalb in die Alltäglichkeit ein. Ähnlich der Ameise und dem Mistkäfer. Es lohnt sich nicht, um die Anteile zu streiten, wenn es sich um eine nicht messbare Sache handelt. Wir sprechen hier ausschließlich von der Entdeckung eines existentiellen Raumes, der sich als Möglichkeit auftut und in den wir durch die Geschäftigkeit eintreten. Zusammen mit dem Mistkäfer.

Die Geschäftigkeit holt aus dem Nichts ein zartes, strapazierfähiges Gewebe alltäglicher Existenz, das notwendigerweise auf einem dünnen Grund steht und zu einem flüchtigen Dasein verurteilt ist. Indem sie hartnäckig aufrechterhalten wird, ist sie die verursachende Kraft der Alltäglichkeit. Untätigkeit dagegen zerreißt die alltägliche Erfahrung, reißt leere Stellen hinein, droht sich im Nicht-Sein zu verlieren. Das Ziel aller geschäftiger Anstrengungen ist eben der Kampf um das alltägliche Dasein, das mit jeder winzigen Aktivität entsteht und erneuert wird. Damit ist nicht zu spaßen. Eine unterlassene Handlung bleibt im Bereich des Nichts. Da aber die Alltäglichkeit aus kleinen Handlungen gebildet ist, verblasst sie, sobald sie durch diese nicht aufrechterhalten wird, sie wird schwächer und verflüchtigt sich.

Geschäftigkeit sollte nicht mit Fleiß verwechselt werden. Wir können faul sein, und trotzdem werden wir uns von ihr nicht befreien. Sie ist auch keine Arbeit, weil sie keine gesellschaftliche Ordnung baut, sondern eine existentielle. Zwar erkennen wir in der Erstarrung der Untätigkeit den Gegensatz zur Geschäftigkeit, aber es geht hier nicht so sehr um Faulsein als vielmehr um eine existentielle Lähmung. Löcher, Pausen, Brüche, die im Gewebe des Tätigseins durch Antriebslosigkeit oder Schmerz geätzt werden. Kleine unterlassene Handlungen: das Bett-nicht-Verlassen, nicht-aus-dem-Haus-Gehen, das ver-

säumte Gespräch. Wenn wir ermatten, wüten in der Alltäglichkeit die Kräfte der Vernichtung. In diesen kritischen Momenten kann sich das Bewusstsein der Vorstellung des Nichts nähern. Je überraschender uns eine vernichtende Resignation erfasst, um so stärker wird uns bewusst, dass »ist« und »ist nicht« nicht voneinander zu trennen sind. Wir beobachten ein Kräfteressen. Einen Kampf. Wir wissen nicht, zugunsten welcher Seite er entschieden wird. Wenn es scheint, dass die eine Seite gewinnt, triumphiert die andere.

Die Geschäftigkeit hält den Alltag im unentschiedenen Spannungsfeld zwischen Dasein und Nichts. Obwohl wir das Getöse des hin und her rollenden Kampfes nicht hören, nehmen wir an ihm teil.

Durch die Geschäftigkeit wird uns die Würde der *creatio ex nihilo* zuteil. Jede vollzogene Geste könnte genauso gut nicht existieren. Und wenn ich durch den Hof mit dem Mülleimer gehe, geführt vom Gestank, der trotz der Betonummauerung aus den metallenen Mülltonnen dringt, berufe ich durch Geschäftigkeit das Gewebe des Alltags zum Sein. Ich könnte es doch auch unterlassen. Auf morgen verschieben. Für immer. Aber der Instinkt der Geschäftigkeit zwingt mich, standhaft zu bleiben, und lässt mich mit zunehmenden Gestank so etwas wie ein Gefühl des Stolzes und der Anerkennung für die eigene Ausdauer empfinden.

Philosophisch betrachtet, ändert das Abwälzen unangenehmer alltäglicher Tätigkeiten auf andere nichts, sie müssen so oder so getan werden. Außerdem ändert es nichts an unserer existentiellen Situation, weil die von einer Tätigkeit befreiten Hände geschäftig nach einer anderen greifen und so nehmen wir weiter am Alltag teil. Man muss in ihr bleiben. Sich bis zur Mitte durchbohren. Die Gänge untersuchen, die auf die andere Seite führen. Über das Alltägliche hinaus. Die sich jedoch nur im Inneren des geschäftigen Daseins öffnen. Denn es geht hier nicht nur um die Vorspiegelungen der Metaphysik, die sich von unserem Dasein abgrenzt, von der geschäftigen Realität, vor der es keine Flucht gibt. Ich möchte darauf aufmerksam machen, dass die Notwendigkeit – die Tatsache, dass wir unwiderruflich dem geschäftigen Dasein überlassen sind – eine unerlässliche Bedingung für das Erscheinen von grundlegenden Werten sein könnte. Der Zwang ist doch nicht nur die Ursache von Qual, sondern auch ein Garant für die Würde unserer Anwesenheit und eine Bedingung, die die Hoffnung auf einen Sinn möglich macht.

Man muss jedoch deutlich unterstreichen, dass ich mit den metaphysischen Konsequenzen dieses Sachverhalts nicht irgendeine Gebilde meine, die »außerhalb« der alltäglichen Realität existieren. Im Gegenteil, es geht um

eine andere Dimension, die im greifbar und unmittelbar Anwesenden versteckt ist. Darum, dass wir beide Horizonte, die sich in der Realität von einander nicht trennen lassen, im Bewusstsein zu einer Einheit verbinden. Dass wir die unbegrenzte Perspektive des existentiell Konkreten erkennen. Wir müssen also in die tiefsten Tiefen steigen, ohne die Hoffnung zu verlieren.

Das Pflegen der Fingernägel. Eine immer wieder neu vollzogene Handlung. Ein fester Bestandteil der Geschäftigkeit. Man muss sie schneiden, feilen, das herauswachsende Häutchen entfernen. Ich sage vorsichtig – entfernen, dabei weiß ich, dass es darum geht, den Rand eigener Haut anzuschneiden und vom Nagelbett abzutrennen. Und daraufhin die Haut wegwerfen. So als wäre sie nie ein Teil des Körpers gewesen. Der Fingernagel erzeugt während des Feilens ein quietschendes Geräusch und leitet ein leichtes Vibrieren an die Knochen weiter. Man darf es nicht mit dem Schock eines chirurgischen Eingriffs vergleichen. Nein. Man muss die Verhältnismäßigkeit beachten. Ich spreche also nicht vom Ausmaß des Phänomens, sondern darüber, auf wessen Seite wir uns stellen. Es ist nämlich die Seite der Vernichtung und des Todes. Aber die Fingernägel wachsen nach und es siegt die Seite des Lebens. Nur dass wir die Nägel wieder schneiden. Mir ist bewusst, dass man mir den Vorwurf machen könnte, ich würde eine Tätigkeit dämonisieren, die keine Aufmerksamkeit verdient, und allzu weitgehende Schlüsse aus ihr ziehen. Ich muss mich daher von vornherein entschieden gegen eine solche kritische Position wenden. Ich könnte natürlich beachtenswertere Beispiele geben, aber es wäre nicht richtig. Ist denn unsere Zivilisation nicht ein geschäftiges Getue, das darauf beruht, der Natur die Fingernägel zu schneiden? Ich sehe keinen Grund, sich selbst zu täuschen. Ich gebe lieber offen zu, dass das Quietschen der Feile, die meine Hand hält, sich nicht sonderlich von dem Kreischen der Säge unterscheidet, die an einem Baum sägt. Ich spreche von einem bestimmten Aspekt der Ereignisse, nicht von ihrer Qualität.

Ich möchte jedoch unter keinen Umständen dem Verdacht zum Opfer fallen, ich würde die naive Haltung gewisser Naturalisten vorziehen, die zum Leben im Wald aufrufen. Rousseau hat mich nie überzeugt. Und der Gedanke daran, dass ich im Gesträuch den Weg verlieren könnte, erfüllt mich immer mit Angst.

Ich gebe jedoch offen zu, in der Pflege der Fingernägel genauso geschäftig zu sein wie der Holzfäller während der Abholzung, und ich tue es mit Überzeugung. Trotzdem möchte ich aber wissen, was ich eigentlich tue, wenn ich mich mit der Schere in der Hand gegen die Natur stelle (gegen die eigene und

gleichzeitig gegen die gesamte Natur), die sich also in der Gestalt frei wachsender Fingernägel offenbart.

Repräsentiere ich nicht finstere Kräfte der Vernichtung, die jetzt über andere Elemente die Oberhand gewinnen? Ich habe übrigens keine große Wahl, denn die Geschäftigkeit selbst stellt mich entweder auf die Seite des Daseins oder des Nichts, dem ich mich ebenso uneigennützig und ganz verschreibe. Wenn ich auf das Quietschen der gefeilten Fingernägel horche und die abgeschnittenen und dadurch unwiderruflich toten Nägel zusammenkehre und wegwerfe, werde ich zum triumphierenden Vernichter, der mit dieser Geste die menschliche Zivilisation auf den Trümmern der Natur errichtet. Scheler hätte gesagt, dass es ein wahrhaft tragischer Konflikt ist, weil ein Wert untergeht, damit ein anderer siegen kann. Ich ziehe es vor, von einem Drama zu reden, immer dann, wenn kleine Ereignisse des Alltags zu einem Kampffeld werden, auf dem das Dasein den Kräften des Nichts Widerstand leistet.

Es reicht, dass ich an die langen, schmutzigen, ja, man kann sagen, ungemindert wachsenden Fingernägel denke, die man ab und zu bemerkt, und ich zweifle nicht daran, dass mir der Wert des Vernichtens ebenso viel bedeutet wie in anderen Fällen der Wert des Daseins. Mal bin ich auf der einen, mal auf der anderen Seite, bejahe aber beide und evoziere sie mit jedem geschäftigen Tun.

Geschäftigkeit ist Anwesend-Sein durch die Wiederholung. Wenn ich die Gesten wiederhole, die zu meinem Alltag gehören, wird er durch mich aufrechterhalten. Darauf gründet doch das Dasein. Leider werden die Anstrengungen des Geschäftigseins von Ambivalenz zerrissen und von einem schonungslosen Kampf verzehrt. Die Geschäftigkeit vernichtet sich selbst. Jede Handlung annulliert ihre eigene Wirkung, um einer möglichen Wiederholung Platz zu machen. Die Alltäglichkeit wird aus verschwindenden Gesten, sich selbst auflösenden Problemen, aus Tätigkeiten geschaffen, die ihre Bedeutung verlieren, sobald sie nur ausgeführt worden sind. Es sind Anstrengungen, die ihr Ende in dem Nichts finden, das ihnen anhaftet.

Ich verstehe natürlich, dass es so sein muss. Die Beständigkeit der Verflechtung zwischen Vernichten und Erschaffen scheint doch eine universelle Struktur zu sein. Jedenfalls gibt es in dieser Hinsicht nichts außergewöhnliches in der Dynamik des Alltäglichen. Ich glaube jedoch, dass man das, was hier passiert, klar benennen muss. Die Alltäglichkeit ist nämlich nicht nur eine sichere, flache Lagune unbewegter Langeweile, sondern auch die Mitte des Seins, der Ort eines hinterlistigen, untergründigen und unversöhnlichen

Kampfes der Kräfte des Daseins und der Vernichtung. Dies ist der Inhalt des Dramas, dessen pulsierende Form sich schon früh erkennen lässt. Alle unsere täglichen Besorgungen, Kleinigkeiten, scheinbar sinnlos, ohne Gewicht, sind jedoch das, wodurch wir am endgültigen Kampf teilnehmen können. Kleine Handlungen des geschäftigen Seins, belanglose Gesten – das Schneiden nachwachsender Fingernägel oder das Anrichten und Abräumen des Tisches – haben, wie sich zeigt, weitreichende Folgen. Absolute. Letzte. Kalte. Die Geschäftigkeit verankert den Alltag in einer metaphysischen Ordnung der Dinge, in der das Dasein mit dem Nichts konfrontiert wird.

Was auch immer ich tue, ich lasse mich auf diesen Kampf ein. Und ich entgehe ihm nicht, wenn ich nichts tue.

Darum geht es hier. Solche Kräfte oder Seiten ringen miteinander. Wir verlieren also keine Zeit, machen keinen Fehler, wenn wir uns der Geschäftigkeit überantworten. Verwickelt in den Alltag, nehmen wir an einem harten, gnadenlosen Kampf teil. Es gibt kein Entrinnen. Keine Wahl. Es ist der große *agon*, der in jeder Winzigkeit der Existenz sichtbar wird. Dies ist der Inhalt des Dramas. Der letzte Sinn des geschäftigen Schicksals. Wer geschäftig ist (und wer ist nicht geschäftig?), beteiligt sich am Ringen des Daseins mit dem Nichts und tritt in die metaphysische Dimension der Welt ein, die dieser Kampf aufzutut. Ganz gleich, ob er ein Käfer oder ein Mensch ist. Wir überlassen uns der Geschäftigkeit und sie führt uns auf die andere Seite, obwohl wir doch nicht über sie hinausgehen.

Wenn also die Anwesenheit in der Welt eine wichtige Tatsache zu sein scheint, täuscht uns die Intuition nicht, weil wir durch den Alltag an rücksichtslosen und unerbittlichen Ereignissen teilnehmen dürfen, die in ihm verankert sind, obwohl sie ihn überschreiten.

Wir befinden uns in einer außergewöhnlich dynamischen Lage, die eine Möglichkeit bezeichnet. Die ein Vorgeschmack auf den ungewissen Ausgang eines endlosen Kampfes ist. Wir berühren mit der Hand die Verflechtung der Elemente. Das Drama der Geschäftigkeit stellt uns immer an den Ausgangspunkt der zukünftigen Ereignisse. Welcher? Wir wissen es nicht. Wir befinden uns im Augenblick des ewigen Anfangs. Verurteilt zur totalen Ungewissheit, können wir den Wert der Sorge und des Geheimnisses kosten. Dank der Geschäftigkeit ist stets alles noch möglich.

Es lohnt sich, daran zu erinnern, dass alle großen Religionen auf die zwei hier erörterten Seiten des existentiellen Dramas hinweisen. Und bekennen sich zu einer von ihnen. Die Christen sorgen sich um ewiges Dasein. Die

Buddhisten wollen das ewige Nichtsein erreichen, die Befreiung aus der Qual existentieller Rückkehr. Aber alle hantieren im Alltag herum, wo die Kräfte des Daseins und des Nichts miteinander verbunden sind. Dabei ist es eine Begegnung im Kampf.

Wenn aber sowohl Existenz wie Nichtexistenz wünschenswert sein können, dann gibt es sicher gute Gründe, dass es auch die Alltäglichkeit ist, die beide verbindet. Aus dieser Perspektive würde klar werden, warum wir ihr spontan so großen Wert beimessen.

Die Tatsache, dass uns die Alltäglichkeit absorbiert, kann ihren Grund in dem Zusammenstoß zwischen Dasein und Nichts haben. Wir nehmen doch nicht an irgendeinem Ereignis teil, wenn es sich um den Kampf eschatologischer Mächte handelt. Dieser metaphysische Langzeitplan, der die Geschäftigkeit begleitet, verankert alle Aktivität in Werten, die wir ersehnen (denn die Grenzenlosigkeit des Nichts und das Abschütteln der Last durch Vernichtung wünschen wir genauso stark wie das Dasein), die jedoch miteinander im Streit liegen und für uns schwer zu akzeptieren sind. Da wundert es nicht, dass die Alltäglichkeit, die uns einerseits mitreißt, uns gleichzeitig langweilt, erschöpft und entmutigt. Obwohl man ihr kaum Wichtigkeit absprechen kann, lässt sie uns ausbluten.

Es reicht nur das zu tun, was wir ohnehin tun, worauf wir nicht verzichten können: das Innere der Alltagserfahrung betreten, sich hingeben, sich für eine Einebnung zu entscheiden, die nicht den Schatten einer Hoffnung übrig lässt, gegenüber dem elementar Notwendigen zu kapitulieren, wenn von falschen Spekulationen des Geistes, Vorspiegelungen des Stolzes, Täuschungen der Vorstellungskraft, die die nackte Tatsache der Langeweile maskiert, keine Rede mehr sein kann, dann – in dieser Verwüstung – enthüllt die Alltäglichkeit eine kalte Macht letzter Werte. Wenn wir resigniert zugeben, dass unsere Geschäftigkeit ein Nichts ist, beginnen wir zu verstehen, dass sie alles enthält.

Aus dem Polnischen von Michael Zgodzay